

Der „Homar“ Aegyptens.

Der Lastesel als Merkmal ägyptischen Volkslebens seit sechs Jahrtausende.
Von Dr. L. Brand-Kairo.

Es ist schon spät am Abend. Im behaglichen Korbessel, wie sie in Aegypten fast jeder Wohnraum darbietet, träume ich über einer leichten Lektüre. Da klingt es von draußen: „Kli klat, kli klat, klat, klat“, immer im selben beweglichen Rhythmus, und sogleich erhebt sich eines der lieblichsten Morgenlandsbilder auf der ruhelosen Filmwand der Phantasie: der Fellache, wie er auf seinem Lastesel, seinem „Homar“, gemächlich nach Hause reitet. Rechts und links hängen von den Klanken des Tieres leere zylindrische Obstkörbe wie Wagschalen herab, und dazwischen, etwas nach der Kruppe zu, sitzt mit eingezogenen oder baumelnden Beinen der ägyptische Bauer, so wie er auch sicher schon zu den Zeiten der Pharaonen heimgeritten ist.

Wer diese Bilder ursprünglichsten Reisens wie einfachster Warenbeförderung nicht mit Liebe geschaut und in sich aufgenommen hat, kennt Aegypten und das Leben seines Volkes nicht. Mag das Automobil sie auch aus dem Rahmen der Großstadt ziemlich verdrängt haben, es fährt, rollt, trippelt und trappelt doch noch ein ganzes Heer Eselwagen, Eselkarren und Eselreiter zwischen den Fruchtländern des Nils und der weiteren Umgebung Kairo's. Eine Unmenge Obst, Gemüse, Zuckerrohr und Kleinwaren wird auf dem Rücken dieser Tiere hin und her gebracht, und in den arabischen Vierteln ist der Esel auch noch heute das fast ausschließliche Beförderungsmittel: Dort zieht ein einziger Karren mit nicht weniger als zwölf verkleideten Araberfrauen, die zu Einkäufen Kairo besuchen wollen; der Treiber läuft barfuß nebenher. Das Tier ist mit blauen Perlschnüren am Hals geschmückt, und glühendes Klingkling hängt am Gezäme des Kopfes. Hier steht müde vom weiten Marsch der Milchesele vor der Haustür; es hat noch gute Weile, bis die schweren Blechkannen, die in den bunten Satteltaschen ruhen, geleert sind und die Reise wieder heimwärts geht. Mitten durch das Geschiebe von Wagen, Karren, Händlern und Käufern reitet auf hellgrauem Maskatesel Südarabiens ein Scheich im wallenden Kaftan und mit schneeweißem Turban um die braune Stirn. Man fühlt die Verbundenheit zwischen Tier und Mensch; er stolz auf das edle Vollblut, das Tier nicht minder auf den Reiter.

Gleichmäßig und fördernd ist der Trab des Esels, so daß die Fellachen, wenn sie abends heim reiten, behaglich auf dem Rücken des Tieres versinken, singen und träumen. Stundenlang hält Homar den gleichen Trab auf der Landstraße oder dem Wüstenpfad; ein kleiner Stod genügt, um ihn ohne Mühe und Druck nach rechts und links den Gang zu weisen. Welch' klägliche Bilder von demselben Tier in unserer Heimat! Mit hängenden Ohren, trübseligem Gesicht steht er da, so daß ihn der Volksmund ohne weiteres zum Sinnbild von Trägheit wie Dummheit gestempelt hat. Und doch ist es nichts als aebrochener Lebensmut, Ausdruck der Unmöglichkeit,

als Steppentier in einem Klima gedeihlich zu leben, das statt trockener Wärme meist Wolken, Regen und Frost bietet. Dazu eine Behandlung und Pflege, wie sie der Armut und Notlage der Eselbesitzer entspricht.

In Aegypten, Syrien, Persien und in der Verberei werden die schönsten Tiere, sowohl Reit- als auch Lastesel, gezüchtet, von der Größe eines Maultieres bis zum mittelgroßen Araberfel. Zur Veredelung der Rasse wurden früher wild eingefangene Steppenesel gebraucht, und jeder ägyptische Hausefel trägt noch die Male dieser Herkunft, das schwarze Schulterkreuz, die lichte Bauchfarbe und die ungestreiften Beine. Seine Gemütsart, Ausdauer und Billigkeit stellen ihn im Betriebe der Landwirtschaft neben das Rind und den Büffel, machen ihn bei dem ärmeren Volke zum allgemeinen Verkehrsmittel. Selbst Hausierer und Bettler kann man auf Eselrücken in die Vororte Kairo's einreiten sehen. Während sie ihrem Gewerbe nachgehen, lassen sie die Tiere auf freiem Gelände, an Büschen und Abfallhaufen bis zum Abend herum weiden. Sonst werden die Esel mit trockenen Bohnen, Grünfütter und Getränken genährt. Mit Recht wundert man sich, woher ein nur mittelgroßes Tier bei oft mäßiger Nahrung die Kraft nimmt, Warenballen samt Händler in dauerndem Trab viele Kilometer weit durch Sand und Hitze in die Stadt zu tragen. Begegnet der Esel einem Bekannten seiner Gattung oder gar einer Eselin, so fängt er — ob trabend oder galoppierend — mächtig zu röhren an, ein zweiter brüllt Beifall, ein dritter, ein vierter, und da dies „J-aen“ sich stets mit atemerschöpfendem Stöhnen verbindet, ist ein Eseltrio oder gar Eselorchester sicherlich das unarmherzigste Konzert für musikalische Ohren.

Nach zwölf bis dreizehn Monaten der Trächtigkeit wirft die Eselin ein gut ausgebildetes, sofort sehendes Junges. Das wollig behaarte Kleine mit den lustigen Sprüngen um die Mutter ist schon in zwei Jahren erwachsen und kann im dritten als Last- oder Reittier gebraucht werden. Bei guter Behandlung erreicht der Esel mit vierzig oder gar fünfzig Jahren ein weit höheres Alter als das Pferd, sein größerer und vornehmerer Artgenosse.

In Aegypten war der Esel schon lange vor dem Pferde als Haustier heimisch. Daß er auf den Wandgemälden der Königsgräber nicht vertreten ist, liegt in seiner allgemeinen Verbreitung und nicht weniger in seiner Frontdienstarbeit begründet. Aus dem nubischen Wüstenland in den Haustierstand übergeführt, wird er schon in grauer Vorzeit, sicher vor der ersten Königsdynastie in das Land der Pharaonen eingebracht sein. Seine Mithilfe an Aegyptens Kultur entspräche bis zur Gegenwart einer Arbeitsperiode von 6000 Jahren.

versuchte er bei seiner Verteidigung mit den Worten zu stärken: „Ich weiß sehr wohl, wozu ein König einen Geldmann braucht, kann mir aber nicht denken, was ein Geldmann mit einem König beginnen sollte.“ Das mag für die Zeit Staines wohl Geltung gehabt haben. Heutzutage weiß mancher Geldmann genau, wozu er, wenn auch nicht Könige, so doch die an ihre Stelle getretenen Regierenden gebrauchen kann.

Neues Werden.

Schon hüllt ein heimlicher Gesang
Im Wald dich zauberhaft ein.
Die Quellen sind voll Lust und Drang
Und wollen Freundenweder sein.

Es ringt sich alles neu empor
Zum lebensfrohen Frühlingslicht.
Nun öffnet sich ein schönes Tor,
Es strahlt der Erde Angesicht.

Und neu erblüht dir rings das Land,
Die Schatten fliehen aus dem Tal.
Des Schöpfers wundermilde Hand
Hebt dich empor aus Schmerz und Qual.

Franz Dingia.

Der Bibliothekar Katharinas II.

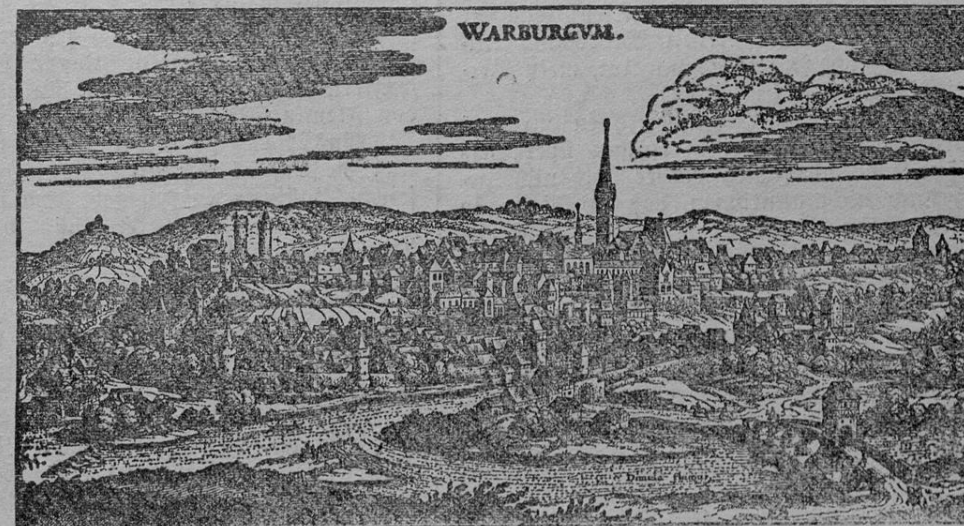
Als Katharina II. die Nachricht von der Einrichtung Ludwigs XVI. erhielt, zeigte sie die Depesche zuerst ihrem Bibliothekar Luschow. Mit diesem, den sie wegen seiner Aufrichtigkeit hochschätzte, besprach sie überhaupt häufig Dinge, die sie sehr bewegten, obwohl solche Gespräche oft in heftigem Streit ihr Ende fanden. Sie hatte erwartet, das Luschow sich über die Tat der Pariser Revolutionäre empört äußern würde. Der aber bemerkte nur: „Nach allem — verwunderlich ist es nicht.“ Auf die zornige Frage, „Erstaunst Du darüber nicht?“ antwortete er ruhig: „Wie sollte das erstaunlich sein, wenn sich viele zusammen tun, um einen zu entzählen? Ist es nicht viel erstaunlicher, wenn ein einzelner vielen anderen die Köpfe abhackt und die Leute den Hals dazu hinstrecken? Darüber sollten sich die Philosophen wundern.“

Geldmann und König.

Eine Anekdote, die in der Gegenwart einen besonderen politischen Beigeschmack erhält, wird von dem englischen Bankier Staine erzählt. Dieser wurde beschuldigt, nicht nur den amerikanischen Befreiungskampf durch Geld gefördert, sondern auch an einer Verschwörung teilgenommen zu haben, deren Ziel es war, den König Georg III. gefangen zu nehmen und nach Philadelphia zu bringen. Diesen letzten Vorwurf

Warburger Warte

Beilage
zum
Warburger
Kreisblatt
—
Erscheint
zweimal
wöchentlich
—
Druck u. Verlag
des
Warburger
Kreisblattes



Geeignete
Beiträge
willkommen.
—
Nachdruck
der
Originalbeiträge
verboten.
—
Schriftleiter:
Paul Duid,
Warburg.

Nr. 37

8. Mai 1929

4. Jahrgang

Vicky Van

Kriminalroman von
E. Floquet-Grohs

Copyright by Marie Brüggemann, München.

14. Fortsetzung

und doch mußte ich mir gestehen, daß Mister Stone sie finden werde. Sicherlich bringt ein Detektiv von solchem Rufe das fertig, ohne die Hilfe eines bescheidenen Alltagsmenschen in Anspruch nehmen zu müssen.

Ich verhielt mich deshalb schweigend. Weitere Nachforschungen im nächsten Stockwerk und später in den unteren Räumlichkeiten ergaben kein Anzeichen von Vichs Anwesenheit oder ihrem Weggehen.

Nachdem wir in Vichs Ankleidezimmer zurückgekehrt waren, wo ihr kleines Schreibpult stand, begann Fleming Stone die darin befindlichen Briefe und Dokumente zu lesen.

Es war verschlossen gewesen, aber er hatte das schwache Schloß erbrochen, und nahm ruhig seine Arbeit in seiner gewöhnlichen raschen und gründlichen Weise auf.

Ich blieb bei ihm, während die drei Damen noch einmal das Haus durchwanderten. Er durchsah die Briefe, besah flüchtig ein Bündel Rechnungen, und prüfte Federn, Tinte und Papier.

„Es ist so viel Charakteristisches an einem Pult“, sagte er, als er den Federwischer, die Marten, den Federbehälter, und besonders die Bleistifte betrachtete. „Mir ist jetzt wirklich, als ob ich Miß van Allen so gut kennen würde wie Sie, Mister Calhoun, wenn nicht vielleicht noch besser!“

„Wenn dies der Fall ist, dann können Sie sie nicht für schuldig halten!“ versetzte ich rasch; denn die bloße Atmosphäre dieses trauten kleinen Raumes machte mich mehr als je zu Vichs Freund.

„Ja, sehen Sie“, sprach er fast traurig, „was ich von ihr erkenne, ist das echte Weib! Ich kann mich nicht täuschen lassen durch List oder Koketterie. Ich sehe nur die tatsächlichen Spuren ihres wirklichen „Jahs.“

Ich wußte, was er meinte, und gab ihm recht. Denn Vich war und blieb rätselhaft, und man konnte durchaus nicht sicher sein, ob sie einen nicht täuschte, wenn sie es für gut fand. So gern ich das Mädchen hatte, und so sehr ich sie bewunderte, mußte ich dennoch glauben, daß sie nicht

ganzlich schuldlos war. Sie war klug genug, jeden täuschen zu können.

„Ist sie schuldig?“ seufzte ich.

„Das kann ich noch nicht sagen; aber ich habe nichts gefunden, was ihre Schuld absolut ausschließt. Im Gegenteil, ich habe Dinge bemerkt, welche, wenn sie schuldig ist, beitragen werden, es zu beweisen.“

Das klang etwas rätselhaft; aber Stone war so tief-ernst, daß ich mich nur an die allgemeine Bedeutung hielt und um keine nähere Aufklärung bat.

„Dann gefällt Ihnen also Vich Van“, sagte ich rasch, durch einen gewissen bedauernden Ton in seiner Stimme dazu veranlaßt.

„Jeder Mann würde Gefallen finden an einer Frau mit solchen Charakterzügen. Sie beweist entzückenden Geschmack; sie ist barmherzig, ihre Aufzeichnungen weisen Summen auf, die sie klug für wohltätige Zwecke verausgabt hat. Und Briefe von Freunden bestätigen ihren wirklich treuen und liebenswürdigen Charakter.“

„Ein solches Mädchen konnte nicht töten!“ entfuhr es mir.

„Sagen Sie das nicht! Jeder ist eines Verbrechens fähig! Aber bei einer solchen Natur würde es einer sehr starken Provokation und verzweifelter Umstände bedürfen. Diese vorausgesetzt, ist es durchaus nicht unmöglich. Nun bin ich für heute fertig! Aber, bitte, ich möchte den Schlüssel des Hauses behalten! Nachdem der Fall jetzt in meiner Hand liegt, werden Sie wohl nichts dagegen haben?“

„Nein“, sagte ich ein bißchen zögernd, in der Voraussetzung, Vich könnte mir noch einen Auftrag geben oder mich bitten, irgendeine Kommission in ihrem Hause auszuführen.

„Sie haben ein sehr deutlich sprechendes Gesicht, Mister Calhoun“, sagte Fleming Stone, und lächelte spöttisch. „Warum wollen Sie den Schlüssel behalten?“

„Meine Tante wünscht sehr, das Haus zu sehen“, brachte ich schmeicheleihaft vor, „und ich dachte —“

Aber ich konnte den scharfsichtigen Detektiv nicht täuschen.

„Nein, das ist es nicht“, sagte er ruhig. „Ich bin nicht sicher, aber ich glaube, Sie stehen mit Miß van Allen in irgendeiner Verbindung.“

„Und wenn es der Fall wäre?“ fuhr ich auf. „Gut“, versetzte er, „das ginge mich nichts an, wie Sie ganz richtig meinen. Aber ich möchte Ihre Stellungnahme kennen, und, wenn Sie meiner Arbeit Widerstand entgegenzusetzen, dann muß ich, so leid es mir tut, mein Verhalten danach einrichten.“

„Mister Stone“, gestand ich, „ich will Ihnen durchaus nicht entgegenarbeiten; aber ich weiß einiges über Miß van Allens Pläne, was ich Ihnen bisher noch nicht gesagt habe. Ich kann nicht annehmen, daß es Ihnen in irgendeiner Weise nützen würde.“

„Das ist genug“, sprach Fleming Stone herzlich. „Ihre Versicherung genügt mir! Nun, arbeiten wir zusammen?“ Ich zögerte. Dann dachte ich plötzlich an Ruth Schuyler. Ich schuldete ihr geschäftlichen Beistand, und wollte ihr auch gern meine persönliche Ergebenheit beweisen; beides verlangte meine ganze Anstrengung, dem Tod ihres Vaters zu rächen, ohne Rücksicht darauf, wer den Schlag treffen möchte.

So sagte ich ehrlich: „Ja, Mister Stone! Ich will Ihnen helfen, wenn ich kann; und wenn ich einmal annehme, daß meine Informationen Ihnen nützen können, werde ich sie bekanntgeben. Genügt Ihnen das?“

„Vollständig“, erwiderte er, und der Händedruck, der wir wechselten, galt soviel wie ein unterzeichneter und gegestellter Vertrag, den ich stillschweigend, aber deshalb nicht weniger aufrichtig unterfertigt hatte.

Sibsy, der Augenpeter.

Am nächsten Morgen fühlte ich, als ich in mein Bureau ging, ein starkes Verlangen, bei Ruth Schuyler vorzusprechen. Ich hatte dort nichts zu tun, und wußte, wenn sie meiner Dienste bedurfte, würde sie mich verständigen. Es war ja nicht mehr meine Aufgabe, zu versuchen, das Mordgeheimnis zu lösen. Fleming Stone war mit der Sache betraut worden, und sein hervorragender Scharfsinn brauchte meinen Beistand nicht.

Und doch wollte ich im Hause der V. Avenue vorpreschen, wenn auch nur für einen Augenblick, um mich von Ruths Wohlfinden zu überzeugen. Ihre gesellschaftliche Stellung war weit über der meinen, doch schien mir die junge Witwe so einsam und rührend; und ich wußte, daß sie begonnen hatte, sich auf meinen Rat und meine Anteilnahme zu stützen. Sie konnte sich zwar an Fleming Stone wenden, aber der war gewissermaßen der Berater der Schwwestern Schuyler, und ich wußte, Ruth zögerte, auch seine Zeit in Anspruch zu nehmen.

Noch unentschieden, ob ich vorsprechen sollte oder nicht, durchmaß ich die kurze Strecke zwischen unserem Hause und der Avenue; und als ich die Straße kreuzte, schaute ich unwillkürlich zu Vicky Vans Haus hinüber.

Ich ging bei der Steintreppe vorüber und das Eisengitter entlang, und wendete mich nun, um nach der Hofstür zu blicken. Das tat ich gedankenlos jeden Morgen.

Aber diesmal stand diese Tür halb offen, und ein Junge schaute heraus, ein rothaariger Bursche, mit sommersprossigem Gesicht und funkelnden, klugen Augen. Nach wendete ich mich dorthin und trat durch die Tür ein.

„Wer bist du, und was machst du hier?“ fragte ich. „Ich bin Sibsy“, sagte er, als ob damit alles erklärt wäre.

„Sibsy, wer ist das?“ forschte ich weiter, ließ aber bald ab von meinem empörten Tone, denn der Junge schien von seinem Recht, hier weilen zu dürfen, völlig überzeugt zu sein.

„Na, Sibsy bin ich halt! Das ist mein Name, weil ich, wenn Sie es wissen wollen, von Natur aus ein geborener Augener ist, und ich lüge, um mich zu erhalten.“

Er war frech, ohne beleidigend zu sein; sein breites Lächeln war gutmütig, und seine Augen zwinkerten freundlich.

„Ich kenne Sie übrigens“, sagte er, nachdem er meine Person verständnisvoll gemessen hatte. „Sie sind Cheffer Calhoun, nicht wahr?“

„Der bin ich“, gab ich zu, indem ich seinem Geschma an Dialekt Rechnung trug, „na, wie lautet denn dein eigentlicher Name?“

„Terence McGaire“, lächelte er, und riß mit einer raschen Bewegung seine Kappe vom Kopfe. „Herein-paziert, wenn's beliebt! Ich bin nämlich die rechte Hand von Fleming Stone.“

„Was?“ rief ich mit Verwunderung aus.

„Ja, so ist's! Ich bin — na, ich nenne mich selber gern seinen Ballungen. Ich gehe ihm überall nach und halt' alle Fäden für ihn bereit; und wenn er einen braucht, händige ich ihn ihm ein. Verstehen Sie?“

„Nicht ganz, aber ich vermute, du bist in Mister Stones Dienst.“

„Darauf können Sie wetten! Und ich bin vierundzwanzig Stunden am Tage bei meiner Arbeit!“

„Und was für eine Arbeit hast du gerade jetzt?“

„Na, seit acht Uhr früh hab' ich die Tür offen gehalten und gewartet, daß Euer Gnaden vorbeigehen. Und, jetzt habe ich Sie doch erwischt! Nicht wahr?“

„Sawohl!“ Ich trat vollends hinein, und der Bursche schloß die Tür. Wir gingen in den vorderen Raum des Erdgeschosses, in dem ein brennender Gasofen stand.

„Ich haufe hier wegen der Wärme. Es ist nicht der Mühe wert, mit Dampf zu heizen für die wenigen Besucher. Nun, Mister Calhoun, ich möchte nicht zudringlich erscheinen; aber Mister Stone hat mir gesagt, ich könnte Sie um einiges fragen, wenn ich wollte, und Sie können antworten oder nicht, wie es Ihnen beliebt. Das sind zwar keine offiziellen Nachforschungen; aber ich vermute, Sie sind ebenso interessiert wie nur irgend jemand, diese Viktoria van Allen zu finden, nicht?“

„Selbstverständlich hoffe ich den Mörder Mister Schuylers zu finden!“ versetzte ich.

„Und es kann sein, daß das nicht ein und dasselbe ist!“ Er sprach nachdenklich und schaute mir forschend und spöttisch ins Gesicht. „Aber Mister Stone wird es sicherlich herausfinden! Nun, Mister Calhoun, möchten Sie mir nicht Andeutungen über das Frauenzimmer, diese Julia, machen?“

„Julie heißt sie!“

„Na gut, also Julie! Ist es ein junges Ding?“

„Nein, gerade noch vor den mittleren Jahren. Wahrscheinlich ist sie so um fünfundsiebzig Jahre herum alt.“

„Hübsch?“

„Nun, so halbwegs! Braunes Haar, rehbraune Augen — aber ich habe sie tatsächlich niemals so genau angesehen, um sie näher beschreiben zu können. Ich bin nur davon überzeugt, daß sie eine gute Dienerin und Miß van Allen sehr ergeben ist.“

„Aber wissen Sie gar nichts Besonderes über sie anzugeben, irgend etwas, wodurch sie sich von den anderen guten Dienstleuten unterscheidet?“

„In ihrer äußeren Erscheinung meinst du?“

„Ja!“

„Ich kann mich nicht erinnern! Warte, laß mich nachdenken! Sie trägt Augengläser —“

„Was für welche?“

„Das weiß ich nicht! Vermutlich gewöhnliche Gläser.“

„Brillen oder Zwicker?“

„Das kann ich nicht genau sagen. Ich denke Brillen! Und sie hat eine Menge mit Gold plombierte Zähne.“

„Vorderzähne?“

„Ja, das heißt, sie sind sehr bemerkbar, wenn sie spricht.“

„Na, das ist schon etwas. Ist sie fink und behend, oder schwerfällig?“

„Sehen Sie, das ist so“, sagte der Junge, und schaute sehr ernst drein. „Wo immer Miß van Allen ist, befindet sich Julie. Und wenn für Miß van Allen Besorgungen zu machen sind, so läßt sie dieselben gewiß durch Julie ausführen. Und Julie ist wahrscheinlich verkleidet! Denn

Miß van Allen hat Briefe aufgegeben; freilich könnte sie diese auf viele Arten befördern, aber etwas sagt mir, daß sie alle ihre Aufträge durch Julie besorgen läßt. Ich möchte deshalb herausbringen, wie diese Julie aussieht, und trachten, ihr auf die Spur zu kommen, und so auch Miß van Allen; Vicky Van, glaube ich, nennen sie ihre Freunde?“

„Ja“, sagte ich, und sah den Burschen ernst an, „und ich bekenne es ganz offen, daß ich einer ihrer Freunde bin und keine Frechheit oder irgendeine Bemerkung über sie ausdenken werde. Wenn sie dieses Verbrechen verdächtig ist, möge das Gesetz seinen Lauf nehmen, aber solange kein direkter Beweis vorliegt, unterstehe dir nicht, ihren Namen damit in Zusammenhang zu bringen!“

„Ich geborge nur den Aufträgen Mister Stones“, sagte Sibsy. „Und, lassen Sie sich sagen, Mister Calhoun, so grün bin ich nicht, mir derartige Bemerkungen über eine Dame zu erlauben. Ich verdrehe zwar manchmal die

Wahrheit, aber nur, wenn dies absolut notwendig ist. Andererseits bin ich der geborene Beschützer der Frauen. Mir wäre es nur zu angenehm, einen Herren verdächtigen oder wenigstens Miß van Allen von jenem Verdacht reinigen zu können.“

„Aus welchem Grunde hast du ein so freundliches Interesse für die Dame?“

„Vor allem ist dieses Haus ein solcher Grund. Sehen Sie, ich habe es auf Mister Stones Befehl ganz besichtigt, und folgere daraus, daß Miß van Allen eine sehr liebe Dame sein muß. Ich brauch' sie gar nicht persönlich zu kennen, um ihren Geschma und ihre Bildung zu verstehen. Schon die Bücher auf ihrem mittleren Tische, und die Grammophonplatten sagen mir deutlich, wer sie ist. Und obgleich ich auf sie Jagd machen muß, steht es bei mir gar nicht fest, daß sie die Messerstecherin ist; durchaus nicht! Aber finden muß ich sie, weil Fleming Stone es haben will.“

(Fortsetzung folgt)

Das Kind.

Stilze von Grete Masse

Er wohnte schon viele Monate in der Fremdenpension. Ein finsterner, schweißgamer Gast, der kaum sprach und niemals lachte. Tagelang hockte er in dem weiten, hellen Bodenzimmer, den er sich zum Atelier umgestaltet. Dort zeichnete er, radierte und modellierte Tiergruppen.

Nur zur Mittagszeit verließ er das Atelier und begab sich in den Speisesaal. Dann saß er zwischen den Menschen, schien aber niemanden zu sehen. Die Pensionärinnen, die zuerst versucht hatten, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken — denn er war ein großer, schöner, dunkler Mann — gaben bald ihre Liebenswürdigkeiten auf. Ueber den Schweigamen hinweg gingen ihre Blicke, ihre Worte. Bernhard Coellen war allein, obwohl mehr als zwanzig Menschen an dieser Mittagstafel neben ihm saßen.

Auf einmal war das Kind da. Es sah ihm schräg gegenüber. Der helle Schein, der von dem weißblonden Köpfchen ausging, erregte seine Aufmerksamkeit. Es erschien ihm unter all den Schattenhäuptern, die immer undeutlicher für ihn wurden, als ein leichtes Haupt, das die Strahlen der Sonne in seinen Haaren trug. In dem runden Gesichtchen saßen schwarze, verwunderte, feucht schimmernde Augen, wie er sie oft bei den ganz jungen Tieren gesehen, die er modellierte. Ueber die Stimmen aller Menschen hinweg klang das schmetternde, krähenartige Stimmchen des Kindes voll von einer so triumphierenden Eindringlichkeit, daß er sich der Macht dieser Laute nicht entziehen konnte.

An einem Morgen — Coellen hatte seinen Kaffee auf der zu dieser Zeit noch menschenleeren Terrasse getrunken — erlebte er etwas Ueberausendes. Die Zeitung unter dem Arm war er die Treppe herauf gekommen. Aber bevor er zum Atelier hinan stieg, ging er noch in sein Zimmer, um sich Zigaretten mitzunehmen. Da saß auf der grünen Satinbede seines Bettes das Kind. Ganz nackt. An dem Körperchen waren die feinen Gelenke so weiß wie Elfenbein gedreht.

Coellen vergaß in seiner Ueberraschung, die Tür zum Korridor hinter sich zuzuziehen. Er sah die schwarzen, feucht schimmernden Tieraugen, die zärtlichen kleinen Schulktern, die geraden Schenkeln und die zarten Füßchen. Als er eintrat, erhob das Kind sein krähenartiges Stimmchen und lachte aus vollem Halse. Es sprach auf, tanzte auf der Bettdecke herum, überschlug sich und wäre gefallen, hätte Coellen es nicht aufgefangen. Da hielt er nun das warme, winzige Menschenwesen in seinen Fäusten, fühlte unter der Haut das Rauschen des warmen Blutstromes, der es durchpulsie.

Als er so stand, ganz verwirrt, kam jemand eilig den Korridor entlang. Es war eine Dame, die ein Bademantelchen über dem Arm trug. In ihrer Miene zeigte sich so viel Entsetzen, wie es eine Dame aufbringen muß, die ihr nacktes Kind im Zimmer eines fremden Mannes entdeckt. „Verzeihen Sie! Frenchen sollte baden. Aber während ich in der Badestube das Wasser in die Wanne laufen ließ, lief das Kind mir fort — in ein verkehrtes Zimmer. Nochmals bitte ich um Verzeihung.“

Als er das Kind aus den Armen gleiten ließ, traf ihn ein erschütterter Blick aus Frenchens lächelnden Augen, als wären

sie zwei Verbündete, die zusammen halten mußten gegen eine zugleich feindselige und komische Welt.

Die Dame, Frenchens Mutter, zog das Bademantelchen um das Kind, hob es auf und trug es hinaus. —

Diese Dame, eine geschiedene Kaufmannsrau, heiratete Bernhard Coellen. Sie war eine Modedame, die trotz ihrer reifen Jahre nicht auf Flist, Tanz und Sport verzichten wollte. Wie hätte der stille, einsame Mensch diese laute, ewig schwaghende Frau mit dem leeren Lächeln ertragen sollen, wenn nicht Frenchen gewesen wäre? Um ihre Willen nahm er die törichte Ehe auf sich. Es war das einzige Mittel, um Frenchen festzuhalten und ihm eine Heimat zu geben; denn die unvernünftige Mutter schleppte das Kind von Land zu Land, von Hotel zu Hotel.

Nun blühte das Frenchen bei ihm, in dem Haus, das er erworben — eine kleine, helle Blume, die zaudernd und vorsichtig Wurzeln um Wurzeln in die Erde senkte. Die Dame, die Coellen geheiratet, nahm bald, getrieben von der Unrast ihres Wesens, die Auslandsreisen wieder auf. Nichts störte das tiefe Verbundenheit, das zwischen ihm und Frenchen bestand. Sie waren ganz glücklich miteinander. Ihre Seelen kamen sich entgegen, und der Unterschied der Jahre trat ihnen gar nicht so stark ins Bewußtsein, denn in dem Einsamen ward tief verschüttete Fröhlichkeit wieder wach, und das Frenchen begann wunderlicherweise Wesenszüge zu offenbaren, die nicht anders als frühe Ausstrahlungen einer sorgenden Mütterlichkeit anzusehen waren.

Coellen, der Künstler, wurde nicht müde, den Ausdruck, die Bewegung, den Gang der Kleinen zu beobachten. Er sah ihr zu, wenn sie eine Treppe hinab lief, einen Weg hinunter tanzte, über ein geschwungenes Tau sprang oder den bunten Kreisel auf dem Boden herum trieb. Er vergötterte dieses kleine Geschöpf, in dem sich für ihn Unschuld und Ursprünglichkeit eines jungen Tieres mit dem rührenden und zauberhaften Reiz verband, den ein Kind auf das Gemüt ausübt.

Da kam der Tod und riß den kleinen Menschen von dem großen Menschen fort. So wenig wie ein Vögelchen einen Laut von sich gibt, wenn man ihm die Kehle zudrückt, gab das Frenchen einen Ton von sich, als die knöchernen Finger ihm den entzündeten Hals zusammenpreßten, bis das Kind erstarrte. Es schloß die feucht schimmernden, schwarzen Augen und lag starr und weiß da, bereit für das Grab.

Coellen wohnte fortan allein in dem leeren Hause. Aber seine Einsamkeit war belebt. Das Frenchen teilte sie mit ihm. Aus diesem Zimmer oder jenem schien noch immer das schmetternde, krähenartige Stimmchen zu kommen. Auf den Treppen glaubte er noch das Hüpfen des kleinen Fußes zu vernehmen, an den Türklinen das Rütteln der ungeduldigen Händchen zu spüren. Im Wachen und im Traum sah er vor sich dieses Köpfchen mit dem in die Höhe strebenden, bleich flammenden Schöpfchen und dem dunklen, lächelnden Blick.

Und dieses Köpfchen modellierte er in allen Arten von Stein. Wieder und immer wieder. Bis er selbst — noch in der Blüte der Jahre — eines jähen Todes starb.